



MICHAEL WILCKE

DER BUND DER
HEXEN
KINDER



HISTORISCHER ROMAN

atb

Erster Teil

Kapitel 1

Es bereitete Robert Bernau keine Mühe, seinen Gegner einzuschätzen. Er kannte Caspar Stössel seit seiner Kindheit, denn sie waren im selben Jahr geboren worden. Doch damit fanden die Gemeinsamkeiten der beiden Zwanzigjährigen auch schon ein Ende. Im Gegensatz zu Caspar, dem Sohn eines wohlhabenden Kaufmanns, stammte Robert aus ärmlichen Verhältnissen. Er schlug sich mit Gelegenheitsarbeiten durchs Leben, ging beizeiten dem Gerbermeister zur Hand, unter dessen Dach seine Mutter und er vor einigen Jahren untergekommen waren, oder verbrachte seine Zeit damit, begüterten Taugenichtsen wie Caspar Stössel das allzu locker sitzende Geld an den Spieltischen in den Tavernen abzunehmen.

In Caspar glaubte er nun genau das richtige Opfer vor sich zu haben. Dessen Vater hatte einige Jahre nach dem Ende des großen Krieges die Schweizer Eidgenossenschaft verlassen und war nach Rosenheim gekommen, wo er mit dem Handel von Kalk, Seide, Holz und Salz über die Inn-schiffahrt rasch ein ansehnliches Vermögen angehäuft hatte. Und diesen Wohlstand trug nun vor allem Caspar zur Schau, obwohl jedermann wusste, dass er seinem geschäftstüchtigen Vater nicht das Wasser reichen konnte. Dem behäbigen und launischen Caspar schien es zu gefallen, als galanter Kavalier aufzutreten. Er trug stets einen knielangen, taillierten Schoßrock, den er mit allerlei Bandschmuck, Rosetten und Schluppen hatte verzieren lassen. Sogar seine

Schuhe waren mit bunten Schleifen geschmückt. Zudem frönte er seit einigen Wochen einer neuartigen Mode, indem er eine bauschige Perücke trug, deren Lockenpracht so fein gekräuselt war, dass er wie ein Pudel ausschaute, und sein feistes Gesicht, aus dem zwei böseartig funkelnde Schweinsaugen hervorstachen, schminkte er mit hellem Puder.

Die beiden saßen sich im Gasthaus Bruckladner wie zwei kampflustige Hunde gegenüber, die sich mit lauerndem Blick abschätzten. Zwar fletschten sie noch nicht die Zähne, doch die zahlreichen neugierigen Zuschauer, die sich um ihren Tisch versammelt hatten, ließen keinen Zweifel daran aufkommen, dass sich hier ein besonderes Duell abspielte. Sogar der Schankwirt Humbert hatte sich eingefunden, obwohl er nur selten die Zeit fand, das Geschehen an den Spieltischen zu verfolgen. Und wenn, dann hielt er sich zumeist nur an den Würfel- und Kartentischen auf, die in einem Nebenraum untergebracht waren.

Robert und Caspar indes hatten mitten im Schankraum Platz genommen. Hier befand sich ein Tisch, in dessen Holzplatte drei ineinanderliegende, mit Linien verbundene Quadrate geritzt worden waren. Die Linien waren bereits ausgeblichen, die Oberfläche des Holzes war mit zahlreichen Kerben übersät. Wahrscheinlich hatten sich schon lange vor Roberts Geburt die Gäste der Bruckladner-Taverne an diesem Tisch die Zeit mit dem Mühlespiel vertrieben.

Caspar rümpfte die Nase. Die Luft war stickig vom Tabakqualm und von dem Rauch, der von dem großen Herd aufstieg, wo über dem Feuer fetttriefendes Fleisch gebraten wurde. Die schrillen Klänge einer Fidel und einer Querflöte untermalten die johlenden Stimmen der Betrunknen. Schankbuben rannten mit Bier- und Weinkrügen zwischen den Tischen umher. Obwohl es noch früh am Abend war,

hatte Robert bereits zahlreiche Männer gesehen, die mit den Köpfen auf die Tische gesunken waren und ihren Rausch ausschließen. Er selbst hatte bislang nur einige Becher verdünnten Wein zu sich genommen. Für ihn stand bei dieser Partie gegen Caspar Stössel viel Geld auf dem Spiel. Darum würde er sich erst später betrinken.

»Wird dir die Luft knapp?«, fragte Robert belustigt. Er hatte Caspar in den vergangenen Monaten nur selten in der verrauchten Taverne zu Gesicht bekommen, der eitle Pfau schien in diesem Dunst regelrecht nach Atem zu ringen. »Vielleicht möchtest du vor dem Spiel noch einen Augenblick auf die Straße treten.«

Ein pockennarbiger Bursche, der hinter Caspar stand, richtete drohend einen Finger auf Robert und warnte ihn: »Werde nur nicht frech!« Robert kannte seinen Namen nicht, aber ihm war aufgefallen, dass der Kerl Caspar nicht von der Seite wich und sich wohl berufen fühlte, seinen Kumpan zu verteidigen.

»Er ist den Gestank gewiss gewohnt«, erwiderte Caspar mit einem hämischen Grien. Er schob die Hand unter seinen Schoßrock, holte eine Silbermünze hervor und legte sie auf den Tisch. »Was ist? Kann ich deinen Einsatz sehen?«

Robert schüttelte einige Kupfermünzen aus einem Lederbeutel auf seine Hand und zählte sechzig Kreuzer ab, was dem Gegenwert des silbernen Guldens entsprach, den Caspar als Einsatz gebracht hatte. Für dieses Geld hatte er zwei Wochen lang für die Fasszieher am Innlande geschuftet, faulende Tierkadaver für den Abdecker geschleppt und einige stinkende Aborte gereinigt. Wenn er dieses Spiel und damit den Einsatz verlor, wäre die gesamte Anstrengung umsonst gewesen. Ihm würden dann nur wenige Kreuzer bleiben, mit denen er nicht mal mehr einen Krug Dünnbier in dieser Taverne bezahlen konnte.

Also durfte er nicht verlieren.

Üblicherweise wurden im Gasthaus Bruckladner fünf Gewinnpartien ausgetragen, um einen Einsatz zu erringen. Caspar und Robert hatten sich jedoch darauf geeinigt, dass nur eine einzige Partie – sofern sie nicht unentschieden endete – über Sieg oder Niederlage entscheiden sollte.

Unter den Schaulustigen machte Robert nun auch zwei ihm bekannte Frauengesichter aus. Ihm gegenüber hatte die Hure Apollonia einen vorderen Platz in der Menge ergattert. Sie war ohne Zweifel die hübscheste der drei Dirnen, die in den oberen Räumen für Humbert arbeiteten. Robert nahm an, dass Apollonia ihm den Sieg wünschte, denn er hatte ihr versprochen, noch am Abend ihre Dienste in Anspruch zu nehmen, wenn er Caspar Stössel den Gulden aus der Tasche zog.

Die andere Frau hatte ihn zur Bruckladner-Taverne begleitet. Helene Holt war entsetzt darüber gewesen, wieviel Geld Robert aufs Spiel setzte, um gegen Caspar anzutreten.

»Der Einsatz ist viel zu hoch«, hatte sie geklagt, als wäre sie seine Ehefrau, die ihn maßregeln wollte. Robert schlug ihre Warnung in den Wind. Er verstand auch nicht, warum sie sich überhaupt um ihn sorgte. Sie waren weder verheiratet, noch teilten sie das Bett miteinander. Helene wohnte mit ihrem Sohn zwar im selben Haus, in dem auch Robert und seine Mutter untergekommen waren, aber das gab ihr nicht das Recht, ihm vorzuschreiben, was er zu tun und zu lassen hatte. Sie hielt ihn für einen Hasardeur und hatte nicht begriffen, dass er sein Geld schon lange nicht mehr für Glücksspiele einsetzte.

Früher hatte er so manchen Abend bis in die tiefe Nacht hinein an den Karten- und Würfelspielen teilgenommen, die Humbert regelmäßig in einem kleinen Nebenraum betrieb. Beim Faro, Wurfzabel oder auch beim Gänsepiel hatte er immer wieder Geld verloren, bis er es leid war, sich einzig auf

die Launen Fortunas zu verlassen. Glück spielte hingegen beim Setzen der Steine auf dem Mühlefeld keine Rolle. Es gab keine Spielkarten, die dem Gegner Vorteile verschafften, und keine Würfel, die unglücklich fielen. Allein das taktische Geschick war von Bedeutung – und Robert war überzeugt, davon in einem Übermaß gesegnet worden zu sein.

Schon als Kind hatte er das Mühlespiel hervorragend beherrscht. Seine Mutter Sybilla hatte es ihm beigebracht, indem sie die Quadrate mit einem Holzstab in die Erde gezeichnet und Bohnen als Spielsteine benutzt hatte. Bald darauf hatte sie kaum mehr eine Partie gegen ihn gewinnen können, und ihr war die Lust vergangen, sich mit ihrem Sohn bei diesem Spiel zu messen. Robert hingegen hatte seine Fertigkeiten in zahlreichen Auseinandersetzungen mit geschickten Gegnern verbessert, und von den weniger guten Spielern waren immer wieder Münzen in seine Tasche gewandert. Für dieses Geld hatte er vor einigen Monaten dann ein kunstvoll bedrucktes Kartenspiel erstanden, das mit den Farben und Figuren des französischen Pikettblattes bedruckt war. Der fahrende Händler, von dem er diese Karten erworben hatte, brachte ihm zudem noch einige Kunststücke bei, die geschickte Finger erforderten, doch nach beharrlichem Üben gelang es ihm schon bald, andere Menschen in Erstaunen zu versetzen, wenn er eine der Karten plötzlich in seiner Hand verschwinden ließ oder scheinbar mühelos erriet, welche Karte die Person zuvor aus dem Stapel gezogen hatte. Seine Mutter betrachtete seine Leidenschaft für das Spiel um Geld mit Argwohn und hatte des Öfteren ihr Missfallen darüber geäußert, dass er versuchte, auf diese unredliche Weise anderen Männern die Münzen aus den Taschen zu locken. Um sie nicht weiter zu beunruhigen, verschwieg er ihr darum zumeist, dass er regelmäßig an die Spieltische zurückkehrte und seine Einsätze immer höher wurden.